

Zeitschrift: Akzent : Magazin für Kultur und Gesellschaft
Herausgeber: Pro Senectute Basel-Stadt
Band: - (2017)
Heft: 3: Jubiläumsausgabe : 30 Jahre Akzent Magazin : ein Lebensraum wird besichtigt

Artikel: Ein Schweizer mit Migrationshintergrund : Salman
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-842692>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Salman

Seit 1982 lebt er hier, seit 1989 sind er und die Seinen Schweizer, «Schweizer mit Migrationshintergrund», wie man dies neuerdings in den Medien nennt, wohl um seinesgleichen von den «richtigen» Schweizern zu unterscheiden. Dabei sind es Menschen wie Salman, ohne die unser Wirtschaftsleben, unser Gesundheitswesen und unsere Altersbetreuung nicht funktionieren würden.

Freitag, 31. Januar 2014, Salmans letzter Arbeitstag. Seit Dezember 1996 hat er im Reinigungsdienst von Pro Senectute gearbeitet, jener Abteilung, die alten Menschen das Leben in ihren eigenen vier Wänden erleichtert. Heute feiert er Abschied von seinen Kolleginnen und Kollegen. Im Laufe des Nachmittags hat er im Werkhof ein Döner-Buffet aufgebaut: Fleisch, Gemüse, Salate, Saucen, Wein, Orangensaft, Mineralwasser. Und alle sind sie gekommen: die Leute vom Reinigungs-, Umzugs- und Gartenteam, jene, die im Büro die Einsätze planen, und natürlich sind auch die Vorgesetzten da. Salman war mehr als nur ein geschätzter Mitarbeiter. Alle mochten ihn, seine liebenswürdige, ruhige Art. Man isst, trinkt, redet von alten Zeiten, von schwierigen Einsätzen, von Kundinnen und Kunden, zu denen man eine Beziehung aufgebaut hat und von denen inzwischen viele tot sind. Abschiednehmen sei immer ein bisschen sterben, sagt ein französisches Sprichwort. Das gilt wohl auch bei einer Pensionierung. Schliesslich ergreift Salman das Wort. Er bedankt sich, sagt, alle seien gut zu ihm gewesen: die Kolleginnen und die Kollegen, die Abteilungsleiterin, die Geschäftsleiterin. Überhaupt: «Alles war gut.» Ob er in diesem Moment an jene Zeiten denkt, in denen nicht alles gut war, in denen er um sein Leben fürchten, seine Heimat, Frau und Kinder verlassen musste?

Dass es vor allem die kleinen Leute sind, die unter bürgerkriegsähnlichen Zuständen zu leiden haben, weiss man.

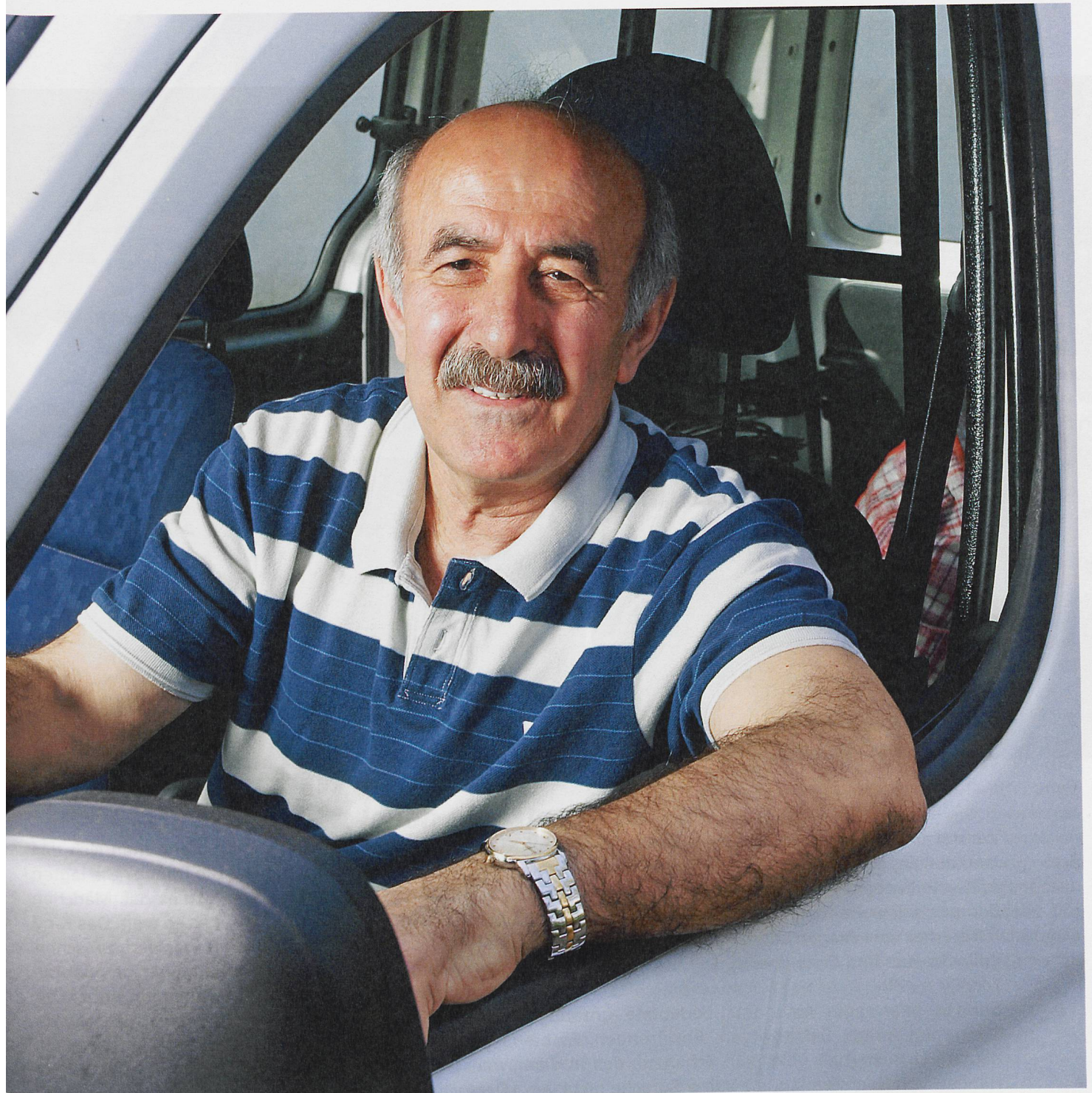
Geboren und aufgewachsen ist Salman im Südosten der Türkei, konkret: im Landkreis Pazarcik (Provinz Kahramanmaraş) nicht einmal hundert Kilometer von der syrischen Grenze entfernt. Ein Bild seines Dorfes hängt in seinem Wohnzimmer: Am Rande einer fruchtbaren Ebene drängen sich ein paar bräunliche Flachdachbauten mit wohl nicht mehr als drei oder vier

Räumen aneinander. Zwischen den Häusern Bäume. Heute leben dort kaum mehr als zwei Dutzend Menschen. Die meisten von ihnen sind alt, die Jungen sind weggezogen. Damals aber, als Salman die Mutter seiner Kinder heiratete, gab es etwa zweihundertfünfzig Bewohnerinnen und Bewohner. Man ernährte sich von seiner Hände Arbeit, besass ein paar Äckerchen, pflanzte Baumwolle, Weizen und Mais. Daneben besass man Ziegen und Schafe, ein paar Hühner und, wenn es einem gut ging, eine Kuh.

Wie die meisten Menschen im Dorf ist Salman Kurde. Über lange Zeit eine Stammesgesellschaft und im Osmanischen Reich in Fürstentümer organisiert, entwickelten sie im frühen 20. Jahrhundert ein Nationalgefühl. Aber die Siegermächte des Ersten Weltkrieges verwehrten ihnen einen eigenen Staat. Kurdistan, was als «Heimat der Kurden» übersetzt werden kann, wurde 1923 im Vertrag von Lausanne auf fünf Länder aufgeteilt: die Türkei, den Irak, Iran, Syrien und Armenien. In der Türkei, wo sie wie alle anderen ihren zweijährigen Militärdienst zu leisten hatten, fühlten sich die Kurden als Bürger zweiter Klasse. Man verbot ihnen eigene Medien (bis 1991), ebenso den Gebrauch ihrer Sprache in der Schule und im Verkehr mit den Behörden. Eine Reihe von Aufständen, in denen sie für ihre Unabhängigkeit kämpften, wurde von der türkischen Armee niedergeschlagen.

Wie viele Kurden ist Salman Alewit und damit in zweifacher Hinsicht benachteiligt. Seine Religionsgemeinschaft, die zu einer liberalen Glaubensrichtung des Islams gehört, beruft sich auf Ali, den Schwiegersohn des Propheten Mohammed. Sie sind in der mehrheitlich sunnitischen Türkei eine Minderheit und waren in der Vergangenheit immer wieder Repressionen ausgesetzt.

Auch in Kahramanmaraş, wo 1978 die Spannungen zwischen nationalistisch gesinnten Türken und den kurdischen Alewiten zunahmen. Als am 19. Dezember im Kino der Provinzhauptstadt Maras ein Film mit patriotischer Botschaft gezeigt wurde, explodierte eine Bombe, die mehrere Menschen verletzte. Als Urheber vermutete man «linke» Alewiten. Die Situation eskalierte. Tags darauf wurde auf ein alewitisches Café ein Sprengstoffanschlag verübt und zwei kurdische Lehrer wurden erschossen. Gleichzeitig machte das Gerücht die Runde, die Alewiten wollten die sunnitische Moschee stürmen. Was folgte, war ein Pogrom. Am Morgen des 23. Dezember drangen nationalistische Banden in die Häuser von Alewiten ein, deren Türen sie in



Bilder Seite 85 und 86: Salman mit Frau und im Team des Reinigungsdienstes

der Nacht zuvor mit roter Farbe markiert hatten. Sie zerrten die Bewohner auf die Strasse, vergewaltigten Frauen und töteten Männer. Erst nach drei Tagen griff eine Armeeeinheit ein. Nach offiziellen Angaben wurden hundertelf Menschen umgebracht, fünfhundertfünfzig Häuser und zweihundertneunzig Geschäfte geplündert. Die Regierung negierte einen ethnisch-religiösen Konflikt. Das passte nicht in ihr Selbstverständnis. Lieber sprach man von Auseinandersetzungen zwischen «Rechten» und «Linken». Über die Provinzen im Südosten wurde der Ausnahmezustand verhängt. 1980 putschte das Militär gegen die Regierung und übernahm die Macht. In der Folge begann der Kampf der Kurdischen Arbeiterpartei PKK (Partiya Karkerên

Kurdistan) gegen den türkischen Staat. Er sollte in den nächsten zwanzig Jahren fünfunddreissigtausend Menschen das Leben kosten.

Dass es vor allem die kleinen Leute sind, die unter solchen bürgerkriegsähnlichen Zuständen zu leiden haben, weiss man. Unter der kurdischen Zivilbevölkerung breitete sich Angst aus. Auch im kleinen Dorf, am Rande der fruchtbaren Ebene, wo Salman und seine Familie lebten. Er fühlte sich bedroht, fürchtete um sein Leben. 1982 flüchtete er in die Schweiz. Seine Frau und seine beiden Kinder, ein Junge und ein Mädchen, damals zehn- respektive einjährig, musste er in der Obhut seiner Eltern zurücklassen. Vorerst.



Warum die Schweiz? Warum nicht Deutschland, Holland, Italien, Spanien? Was wusste er vom fernen Land mitten in Europa? Nicht viel mehr, als ihm andere Kurden aus seiner Heimat, Flüchtlinge wie er, die der Zufall hierher verschlagen hatte, darüber berichteten. Bei ihnen kam er fürs Erste unter.

Salman beantragte Asyl. Das bedeutete unzählige Gänge auf Ämter, Befragungen, Abklärungen. Es bedeutete Unsicherheit über sein Schicksal, das in den Händen von Beamten lag, die seine Sprache nicht verstanden, mit denen er sich nur über einen Dolmetscher verständigen konnte. Er war auf Hilfe angewiesen, musste sich auf das Wohlwollen anderer verlassen. Die Sozialhilfe unterstützte ihn. Das verletzte ihn in seinem Stolz. Er, Salman, hatte doch zwei starke Hände, konnte zupacken, wollte selber für sich aufkommen, aber das liessen die Bestimmungen nicht zu. Endlich, nach einem Jahr, erhielt er die Aufenthaltsbewilligung B, die es ihm erlaubte, zu arbeiten.

Salman fand im Hotel Basilisk in Kleinbasel eine Stelle. Er arbeitete in der Küche, stand hinter dem Buffet, schlug sich als Portier die Nächte um die Ohren. Der Lohn war gering. Er richtete sich damit ein, suchte sich eine Wohnung und liess seine Frau, Besey, die bei seinem Arbeitgeber eine Stelle als Zimmermädchen in Aussicht hatte, nachkommen. Die Kinder blieben

in Anatolien bei den Grosseltern. Kann man sich das Heimweh der Eltern vorstellen? Die Tränen? Sie legten jeden Rappen beiseite, um wenigstens das Mädchen in die Schweiz zu holen. 1987 war es so weit. Das Kind traf in Basel ein. Sechs Jahre alt war es inzwischen. Waren ihm die Eltern in den vergangenen vier Jahren fremd geworden? Freute es sich, in einem unbekanntem Land in die Schule zu gehen, in einer Sprache unterrichtet zu werden, die ihm fremd war? Zu Hause, mit Vater und Mutter, redete sie Kurdisch, in der Schule Deutsch. Zwei Jahre später, 1988, folgte der Junge. Er war inzwischen 16-jährig und hatte in der Türkei die Mittelschule abgeschlossen. Die Eltern hatten sich die Reisekosten für ihn vom Mund abgespart. Innerhalb zweier Jahre lernte er genügend Deutsch, um eine Lehre als Schaltanlagemonteur zu machen und die Berufsmatur zu bestehen. Später bildete er sich an der Fachhochschule Muttenz zum Elektroingenieur aus. Das Mädchen schaffte die Aufnahme ins Gymnasium und schloss dann erfolgreich ein Jurastudium ab. Doch wir greifen vor.

1996, nach dreizehn Jahren im Gastgewerbe, wechselte Salman die Stelle. Er wurde Mitarbeiter im Reinigungsteam von Pro Senectute, wo er bis zu seiner Pensionierung bleiben sollte. Täglich putzte er vier bis sechs Wohnungen von alten Menschen. In all den Jahren waren das mehr als viertausend Reinigungsein-

sätze. Manche seiner Kundinnen und Kunden standen am Fenster, warteten, bis er mit seinem grünweissen Auto unten auf der Strasse parkierte. Er war ja viel mehr als «nur» der Reinigungsmann. Für manche der Betagten, zu denen er kam, war er der einzige Mensch, mit dem sie regelmässig Kontakt hatten. Sein Deutsch war mangelhaft, gewiss. Aber für jede und jeden hatte er ein freundliches Wort. Mit seiner Mimik, seinen Gebärden, seinem ganzen Wesen vermittelte er Wärme, Mitgefühl und vor allem jenen Respekt, den man in Anatolien alten Menschen entgegenbringt und den man hierzulande oft vergeblich sucht. Salman war «ihr» Türke. Die wenigsten waren sich bewusst, dass er sich als Kurde fühlte, dass er selber mit einer Vergangenheit leben musste, von der wir Schweizer, durch den Zufall unserer Geburt, verschont geblieben sind.

***Er war «ihr» Türke.
Die wenigsten waren sich bewusst,
dass er mit einer Vergangenheit leben musste,
von der wir Schweizer,
durch den Zufall unserer Geburt,
verschont geblieben sind.***

Aber nicht nur die Kundinnen und Kunden schätzten ihn. Auch seine Kolleginnen und Kollegen und seine Vorgesetzten spürten, dass er mehr war als eine Putzkraft. Er, dem das Schicksal seine Bestimmung, in Anatolien den Boden zu bebauen, verwehrt hatte, nahm in der ihm fremden Schweiz jede Arbeit an, die sich ihm bot. Egal was. Ihm lag daran, zusammen mit seiner Frau, für sich und die Seinen zu sorgen. Er wollte niemandem zur Last fallen. Nicht dem Arbeitgeber, nicht dem Staat. Fast siebzehn Jahre war er in der Altersarbeit tätig: Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat. In all diesen Jahren hat er keinen einzigen Tag gefehlt, erschien nie zu spät zur Arbeit.

Für Salman, der seine Heimat verloren hatte, bedeutete es viel, dass er und die Seinen im Jahr 2004 Schweizer wurden: Stadtbasler, de jure genau gleich wie die Burckhardts und die Vischers, die sich im 16. Jahrhundert aus Deutschland kommend am Rheinknie niederliessen. Oder wie die Mivilles und die Christs, denen im 17. Jahrhundert als hugenottische Glaubens-

flüchtlinge Asyl gewährt wurde. De facto gehören Salman und seine Familie aber zu jenen Mitbürgerinnen und Mitbürgern, für welche die Medien den Begriff «Schweizer mit Migrationshintergrund» geschaffen haben. Dies zur Unterscheidung zu den «richtigen» Schweizern, zu jenen mit bodenständigen Namen wie beispielsweise Christoph, Ueli oder Toni. Hat das damit zu tun, dass Salman seine kurdische Herkunft nicht verleugnet, nicht verleugnen kann, dass er sich im Kreis von Freunden, die aus derselben Kultur stammen, wohlfühlt, sein Essen anders zubereitet als unsereiner, dass für ihn Newroz, das heimatliche Neujahrs- und Frühlingsfest, das um die Sonnenwende am 21. März gefeiert wird, wichtiger ist als Silvester?

Salman ist, mit Ausnahme jener Monate im Jahr 1982, als er während des Asylverfahrens nicht arbeiten durfte, niemandem zur Last gefallen. Er und seine Frau haben zwei Kinder grossgezogen, die heute ihren Beitrag zum Bruttoinlandprodukt genauso leisten, wie ihn ihre Eltern geleistet haben. Sie bezahlen ihre Steuern und mit ihren Beiträgen an die AHV, IV, EO und ALV unterstützen sie Menschen, die auf Renten angewiesen sind. Sicher, Salman spricht nur gebrochen Deutsch, man erkennt sofort, dass er in einer anderen, fremden Kultur geboren ist. Aber es ist traurig, dass Menschen wie er für viele «senkrechte» Eidgenossen Ausländer bleiben. Trotz rotem Pass, trotz Basler Bürgerrecht und unabhängig davon, dass eine Organisation wie Pro Senectute ohne Leute wie ihn ihren gesellschaftlichen Auftrag nicht erfüllen könnte.